

**R**  
RIEMANN  
VERLAG



Agnieszka Kowaluk

# Du bist so deutsch!

Mein Leben in einem Land,  
das seine Tugenden nicht mag

R

RIEMANN  
VERLAG

Das für dieses Buch aus 100 % Recyclingfasern hergestellte und mit dem Blauen Engel ausgezeichnete Papier *Top Recycling Pure* von Lenzing Papier, Austria, liefert Carl Berberich.

1. Auflage

Originalausgabe

© 2014 Riemann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat: Claudia Alt

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-50166-5

[www.riemann-verlag.de](http://www.riemann-verlag.de)

Für A. und E. – meine Sch'tis



# Inhalt

<i>Vorwort</i> .....	9
Goethe und Kaffeeklatsch – die deutsche Sprache .....	15
Schweinebacke und Erdbeeren – vom Sparen und Konsumieren .....	35
Kraut und Rüben – die deutsche Küche .....	55
... oder kann das weg? – deutsche Ordnung und Sauberkeit .....	75
»Vor dem Tore« – die deutsche Naturverbundenheit ...	89
»Tun und Wirken« – über die Arbeit .....	101

Bitte lächeln – vom Umgang mit Menschen . . . . .	121
Grenze ist ein polnisches Wort – über die Weltoffenheit . . . . .	139
Kuckuck, Glucke, Pelikan – als polnische Mutter in Deutschland . . . . .	161
Tassen im Schrank – über Gemütlichkeit und Bürgerlichkeit . . . . .	183
»Morgens früh um sechs« – der Umgang mit Zeit . . . . .	203
<i>Literatur</i> . . . . .	217



# Vorwort

Ich öffne die Balkontür, und an meine Ohren dringt das von Amselgezwitscher untermalte Läuten der Kirchenglocken. Mein Blick fällt auf den für den Kühlschrank zu großen Topf mit Sauerkraut, vom Balkon der Nachbarin weht eine Brise Waschmittelaroma herüber, vermischt mit dem echten Duft der Veilchen im Hof. Eine Kulisse aus Klängen, Gerüchen und Bildern, die ebenso gut eine deutsche sein könnte wie eine polnische. Katholische Kirchen mit ihren Abendmessen haben wir in Polen ebenso viele wie in Deutschland, von Veilchen und Amseln ganz zu schweigen. Dank der Vorzüge des freien Marktes kommt die »Riesenwaschkraft« endlich auch bei uns mit allen Flecken klar, und der Sauerkrauteintopf wurde nach einem polnischen Rezept von mir gekocht.

Wir Deutsche und wir Polen sind uns recht ähnlich. Und wir unterscheiden uns zum Glück, auch wenn nicht immer in den Dingen, von denen wir – auf beiden Seiten der Oder – annehmen, sie seien typisch deutsch oder typisch polnisch.

»Sehen heißt abseits stehen. Klar sehen heißt stillstehen. Analysieren heißt fremd sein« – schrieb Fernando Pessoa im *Buch der Unruhe*. Das vorliegende Buch ist keine systematische Analyse Deutschlands und der Deutschen, denn richtig fremd fühle ich mich hier nicht. Auch zum klaren Sehen fehlt mir im Alltag gelegentlich die Geduld des Stillstehens. Aber dass ich ein bisschen abseits stehe, das hat das Ausländerdasein schon an sich. Zum Glück trifft auf mich nicht zu, was der polnische Philosoph Tadeusz Kotarbiński schrieb: »Emigration ist eine Beerdigung, nach der das Leben weitergeht.«

Meine Emigration war kein erzwungenes Verlassen der Heimat, sondern Folge einer stufenweise verlaufenden Infizierung mit der Fremdheit. Am Anfang war der Virus die deutsche Literatur, gefolgt vom ersten physischen Überschreiten der realen deutsch-polnischen Grenze – damals, Ende der achtziger Jahre, keine solche Selbstverständlichkeit wie heute. Danach kam das Zähmen der Fremde durch eine Flucht nach vorn, also durch bewusstes Wahrnehmen dessen, was in beiden Kulturen unterschiedlich und vielleicht inkompatibel ist – ich begann mit dem literarischen Übersetzen, das mehr eine Lebensart ist als ein Beruf. Als eine Variante des Ankommens in der Fremde erwies sich die Mutterwerdung: Als Mutter eines teilweise deutschen Kindes merkt man kaum, wie man einem kleinen Menschen neben der eigenen, der »Ausgangskultur«, auch die deutsche zu vermitteln beginnt. Wen kümmert es schon, dass die deutschen Kinderbuchklassiker mit polnischem Akzent vorgelesen werden.

Als Kulturmittlerin, zu der man als Übersetzerin automatisch wird, bin ich zu einer professionellen Außenseiterin geworden

und habe gelernt, genau hinzusehen. Danach, was uns trennt, nach dem »typisch Deutschen« und »typisch Polnischen« zu suchen, aber gleichzeitig nach Möglichkeiten, das eine in das andere zu übersetzen. Das polnische Wort für Übersetzer lautet nämlich  *tłumacz*, also einer, der erklärt. Im wahren Leben bewährt sich allerdings die umgekehrte Haltung: über die Unterschiede möglichst hinwegsehen, nicht alles hinterfragen, nicht einmal alles verstehen wollen, kein Deutscher und kein Pole sein wollen, Klischees ignorieren. Wenn ich aus Spaß manchmal zu meiner Tochter »Ach, ihr Deutschen« sage – und das natürlich speziell dann, wenn mir etwas nicht gefällt –, so möchte ich mich kurzfristig von der Funktion der beruflichen wie privaten Deutsche-Versteherin befreien. Einfach mal drauflos typisieren, verallgemeinern und andeuten: Ich habe die Deutschen durchschaut.

»Du bist so deutsch!« – rief mir vor Jahren meine Mitbewohnerin, eine Mazedonierin, zu, als ich am kleinen Fenster unserer studentischen Wohngemeinschaftsküche mein blasses Gesicht in die Märzsonne hielt. Es konnte kaum Ausdruck ihrer Anerkennung für meine gelungene Integration oder gar Assimilation sein, denn es war meine erste Woche in Deutschland. Eher klang es wie die entsetzte Enttäuschung darüber, dass ein panslawisches Ex-Ostblockländer-Bündnis mit mir wohl nicht möglich sein würde. Mit meinem mitteleuropäischen ewigen Hunger nach Sonne war ich zu ihrem Verdruss wie alle Deutschen um uns herum. Meine Mitbewohnerin, deren Freundschaft ich mir mit der Zeit unabhängig von meinem »Verrat« ein wenig verdienen konnte, war nicht die Einzige,

für die »deutsch« alles ist, was man von zu Hause anders kennt. Wenn beliebte britische Autoren für beliebte deutsche Frauenzeitschriften Tests wie »Sind Sie typisch deutsch?« ersinnen, so könnten die angebotenen Lösungen genauso gut unter einem Test mit dem Titel »Sind Sie typisch polnisch?« stehen. Gar nicht sicher, ob Mark Twain, hätte er Polnisch gekonnt, nicht meine schöne Muttersprache statt des Deutschen »schrecklich« genannt hätte. Und nicht auszudenken, was die Amerikaner, die den Hang der Deutschen, sich gemütlich von der Außenwelt abzugrenzen, kritisch beobachten, über die polnischen geschlossenen Siedlungen, Gardinen und immer höheren Hecken sagen würden.

Das alles könnte die Deutschen beruhigen. Aber sie analysieren gerne die eigenen, von den anderen attestierten »typisch deutschen« Eigenschaften und sind sehr kritisch mit sich. Zu Themen wie Geburtenrate, Essgewohnheiten, Arbeitsmoral und Bildungsniveau vergleichen sie sich verständlicherweise zunächst mit ihren Nachbarn, also vor allem den Franzosen. Aber auch Briten, Italiener und Russen zählen dazu – auch wenn das eher eine weit gefasste Definition der Nachbarschaft ist –, nur so gut wie nie die Polen. Dabei verbindet uns Polen mit den Deutschen etwas Wichtiges: Wir mögen es, besonders zu sein. Und gleichzeitig wollen wir nichts so sehr, wie als »normal« zu gelten und möglichst gar nicht aufzufallen. Aber beliebt zu sein.

Mit der ihnen eigenen Gründlichkeit führen Deutsche unzählige weltweite Umfragen durch – nach beliebten deutschen Komponisten, Bauwerken, Charaktereigenschaften, kulinarischen Gerichten – und werten fleißig und selbstironisch die

Ergebnisse aus. Wäre ich Deutsche, würde mich aber vor allem die aktuelle Studie der BBC mit meinem Deutsch-Sein versöhnen, nach der Deutschland das weltweit beliebteste Land ist.

Der Katalog der »deutschen Tugenden«, die zunächst nach preußischem, militärischem Drill klingen und vom Ausland immer schon mit einer Mischung aus Bewunderung, Mitleid und Furcht betrachtet wurden, scheint dem Bild des beliebten Deutschen keinen Abbruch zu tun, was viele Deutsche mit leichter Ungläubigkeit zur Kenntnis nehmen. Dass die Deutschen über ihre Eigenheiten abwechselnd grollen und sich lustig machen, auch wenn sie eigentlich als positiv gelten (»pünktlich«, »zuverlässig«, »ordentlich«), zeugt von dem verständlichen, historisch begründeten kritischen Verhältnis zur eigenen Identität. Gleichzeitig sind die weltoffenen und weitgereisten Deutschen, die das schöne Wort »Fernweh« erfunden haben, schon längst kolonisiert von anderen, un-deutschen Tugenden, Lebensstilen, Sprachen. Es ist wie mit einer guten Übersetzung: Die richtig dosierte Mischung aus Vertrautheit und Fremdheit macht einen Übersetzer zum Künstler und das Buch lesenswert.

Wenn mir gelegentlich von deutschen Freunden ein »Du bist so deutsch!« entgegengeschleudert wird, dann ist es, ganz klar, nicht als Kompliment gedacht. Das passiert zumeist in den Momenten, wenn ich ganz spießig auf Pünktlichkeit oder Ordnung bestehe. Es ist die Rache an allen Ausländern dafür, dass sie den deutschen Charakter so häufig auf die Sekundärtugenden reduzieren. Aber ich bin nicht beleidigt. Das Land, das seine deutschen Tugenden nicht mag, ist für viele genau das Land, das man mögen muss, das Deutschland, vor dem man keine

Angst zu haben braucht. Die Welt schätzt die deutschen Tugenden und mag gleichzeitig Deutsche, da sie selbst ein kritisches Verhältnis zu ihnen haben.

Da die deutsch-polnischen Beziehungen nicht immer einfach waren und die gegenseitige Wahrnehmung oft gestört oder kaum vorhanden, falle ich gelegentlich in die Rolle des Postbeamten aus *Willkommen bei den Sch'tis*. Dieser erzählt seiner Frau und seinen südfranzösischen Freunden zu Hause, wie schlimm der Norden des Landes sei, wohin er zwangsversetzt wurde. Er erfindet für sie haarsträubende Geschichten vom dortigen Leben, weil sie die Wahrheit weder hören noch glauben wollen, nämlich, dass der Norden schön und die Herzlichkeit der Menschen einzigartig ist. Klischees sind attraktiv, auch wenn die wahren Geschichten viel spannender sind. Aber manchmal hat man einfach Lust, sie für sich zu behalten und den nach Deutschland fragenden Landsleuten zuzurufen: Fahrt doch selber hin! Es gibt so viele Deutschlands wie Deutsche, und »typisch deutsch« gibt es gar nicht.

Sogar ich habe nicht ein Deutschland, sondern wache täglich in einem neuen auf. Je nach meiner Geduld, meinem Grad der Offenheit, meinem Gesprächspartner und dem Wetter. Deswegen hat dieses Buch nicht den Anspruch zu sagen, wie es wirklich ist. Es entstand aus dem, was ich über Deutschland und Polen, von meinen Deutschen und meinen Polen weiß.

# Goethe und Kaffeeklatsch – die deutsche Sprache

Ohne die Kenntnis der fremden Sprache wirst du niemals das Schweigen des Ausländers verstehen können.

*Stanisław Jerzy Lec, Das große Buch der unfrisierten Gedanken*

Wo meine Deutschwerdung anfang, weiß ich heute nicht mehr genau. Beim Packen der Reisetasche, als ich nach meinen Studienprüfungen mit einem nur vagen Plan über meine Zukunft, dafür aber mit umso größerer Entschiedenheit in den Zug nach München stieg? Im Deutschunterricht meines Provinz-Gymnasiums? Auf dem Sofa an jenem Sonntag in meiner Kindheit?

Ich war in der ersten Klasse, als mein Vater, um mich zu erheitern, ein deutsches Gedicht, welches er in den fünfziger Jahren in der Schule gelernt hatte, für mich aufsagte und ich es gleich wiederholte. Es handelte von einem gewissen Klaus, der noch in der Schule bleiben musste, während die anderen nach

Hause gehen durften. Der Vierzeiler mit recht unkompliziertem Reim, ein kleines Meisterwerk zur diskreten Veranschaulichung der Deklination bei bestimmten und unbestimmten Artikeln, der wie nebenbei auch in die Geheimnisse der Konjugation und der Personalpronomina einführt, regte irgendwie meine siebenjährige Phantasie an.

*Auf dem Tisch steht eine Blume,  
in der Bank sitzt unser Klaus.  
Klaus, der bleibt noch in der Schule,  
und wir gehen schon nach Haus.*

Warum musste Klaus dableiben? War das in einer deutschen Schule manchmal so? Würde er alleine nach Hause laufen müssen, und würde seine Mama sich Sorgen machen?

So stark hat mich später nur noch *Die Marquise von O.* mit ihrer Fremdheit beeindruckt, gelesen im ersten Semester meines Warschauer Germanistikstudiums. Geschult an den polnischen Romantikern, die nicht nur Dichter zu sein hatten, sondern auch das politische und ethische Gewissen der Nation, rieb ich in den Pausen zwischen der Lektüre und dem Blättern im Wörterbuch – auf der Suche nach Wörtern wie »Dirne«, »abmüßigen«, »Frevler« oder »Obriſt« – meine müden Erstsemesteraugen vor Erstaunen über die Tatsache, dass klassische Literatur auch so sein konnte. Die Gräfin ist schwanger und weiß nicht von wem und seit wann? Sucht per Anzeige in der Zeitung den Kindsvater? Im 18. Jahrhundert? Über allem schwebte eine Atmosphäre, die ich als absolute Novizin in Sachen deutscher Literatur und Geschichte als irgendwie



»richtig« empfand: Krieg, Belagerung, preußische Offiziere, in Ohnmacht fallende Adelsdamen, die bei ihrer ganzen Ratlosigkeit und dem leicht Absurden, das über dem Text schwebte, doch mit einem moralischen Korsett imponierten. Und nicht zuletzt die Zeitung als Schicksalshelferin. Das Bürgerliche, Preußische fand ich später im Kleist-Haus in Frankfurt an der Oder wieder, das ich neben der 1991 neu gegründeten Viadrina-Universität besuchte, der Universität, wo auch Heinrich Kleist studiert hatte.

Kleist. Goethe. Was habe ich mich gefreut, als unsere Tochter Ida aufs Gymnasium kam. Jetzt würden wir am Mittagstisch über die Klassiker reden! Was seinerzeit nicht einfach nur Universitätslektüre und eine sprachliche Herausforderung war, sondern auch meine deutsche Sozialisation, mein Andocken an die große, weite Welt hinter dem Eisernen Vorhang (der zu jener Zeit noch stand, wenn auch recht wackelig) und an die europäische Kultur – das alles sollte jetzt unser täglicher Gesprächsstoff zu Hause werden. So deutsch wie deutsche Klassiker waren für mich während meiner Ausbildung nur noch die deskriptive deutsche Grammatik, meine wunderbar elegante Deutschlektorin aus dem Dresden der Vorkriegszeit und die Schnittmuster aus einem von irgendwoher mitgebrachten Burda-Heft in der Schublade meiner besten Freundin.

Leider hatte ich mich zu früh gefreut. Noch immer warte ich darauf, dass die deutschen Klassiker ein Teil meines deutschen Alltags werden und am Mittagstisch Kleist-Zitate über die Teller mit Erbsensuppe hin und her fliegen. Unsere Achtklässlerin liest für die Deutschstunde eher moderne Jugendbücher, eines pro Schuljahr, wenn überhaupt. Tolle Bücher, über die sie rot-

bäckig vor Begeisterung erzählt, während die deutschen Klassiker derweil unberührt in unserem Regal stehen und – immerhin – immer häufiger bestaunt werden («Wir haben *Faust*?«).

Zu meiner Zeit, in meinem Land war das anders. Adam Mickiewicz, den großen Dichturfürsten Polens, musste ich für die Schule lesen. Dass ich ihn immer noch mag, verdanke ich einem klugen Einfall meiner Mutter. Sie hat mir das große polnische Epos *Herr Thaddäus* in den Ferien am See vorgelesen. So ist mir der Text nicht nur als lästige Hausaufgabe in Erinnerung geblieben. Mit etwas Glück und dem Geschick eines guten Polnischlehrers konnte man sich der Fremdheit dieser Texte fast gerne hingeben. Was in unsere Ohren träufelte, war gleichzeitig fremd und vertraut. Es ist kaum anzunehmen, dass mich der Mickiewicz-Dreizehnzeiler mit Paroxyton-Akzent nach der siebten Silbe fürs Leben geprägt hat, aber ziemlich sicher ist, dass ich mich ohne mein damals durch mühsame Pflichtlektüre gefeiltes polnisches Sprachempfinden niemals der Fremdsprache Deutsch hätte zuwenden können, geschweige denn deutsche Gedichte gelesen hätte.

Wie sehr würde ich diese Erfahrung unserer zweisprachigen Tochter gönnen. Die Erfahrung mit den Kinderbüchern, die Ida in beiden Sprachen vorgelesen wurden, oder mit *Harry Potter*, von dem sie einen Band auf Polnisch, einen anderen auf Deutsch las und so auch in den Ferien in Polen mit den anderen mitreden konnte, lässt mich glauben, dass die deutschen Klassiker nicht nur ihr deutsches Sprachempfinden, sondern das polnische gleich mit schulen würden. Wird meine deutsche Tochter Goethe als ihre große Entdeckung heimlich unter der Schulbank lesen, wie ich es früher mit den Mädchen- und

Abenteuerromanen gemacht habe? Ansonsten muss ich ihn ihr beim Picknick am Olympiasee vorlesen, bevor es zu spät ist für die unvoreingenommene Lust auf die Fremdheit der klassischen Sprache. Meinen polnischen Akzent wird sie dabei in Kauf nehmen müssen.

In den ministerialen Empfehlungslisten für deutsche Lehrer finden sich jedenfalls die ganzen wunderbaren Titel von Theodor Storm über Goldoni und Goethe bis Tschechow, inklusive des Tipps, moderne Jugendliteratur im Unterricht verstärkt zu berücksichtigen. Man muss die Jugendlichen da abholen, wo sie sind, wie einer meiner deutschen Lieblingsprüche lautet. Aber wo bringt man sie hin? In die Welt der polnischen Adligen der Napoleon-Ära wäre ich niemals von alleine geraten, hätte ich mich von Mickiewicz's Sprache nie freiwillig berauschen lassen. Mein Leben ohne diese Lektüre wäre sicher möglich gewesen, aber wie soll man, ohne dass einem die eigene Kultur in den Schulranzen gelegt wird, andere Kulturen schätzen und lieben lernen? An welcher Sprache soll man sich messen, wenn man andere Sprachen lernt?

Auf mein Leben in Deutschland habe ich mich lange vorbereitet, sonst hätte ich mich höchstwahrscheinlich nicht in das deutsche Abenteuer gestürzt. Auch wenn es nicht als Vorbereitung gedacht war. Meine Entscheidung, deutsche Sprache und Literatur zu studieren, hatte in der Zeit vor dem Mauerfall und der Öffnung der Grenzen beinahe etwas von einer Trotzhandlung. Bevor ich hier also eine Familie gründete, habe ich auf einer Bank des Warschauer Łazienki-Parks *Parsifal* gelesen, ich brachte Eichendorff im Lesesaal des Warschauer Instituts für Germanistik hinter mich und morgens um drei Schiller in

Fraktur auf meinem Bett im Studentenwohnheim (hinter dem Lichtschutz aus Bücherregalen und Garderobenständern, um meine Zimmergenossin nicht beim Schlafen zu stören). *Doktor Faustus* führte ich mir auf meiner ersten Frankreichfahrt zu Gemüte, in der Altane des verregneten Parks von Nizza.

Ida müsste gar nicht erst die Sprache lernen, um ihre Erfahrungen mit den deutschen Klassikern zu machen. Sie spricht sie längst besser als ich.

In Deutschland wird nicht wie in den Büchern gesprochen, irgendwie habe ich das auch geahnt. Dass mir bei meinem allerersten Deutschlandaufenthalt – es muss gleich nach dem Semester über Barockliteratur gewesen sein – Grimmelshausen und Gryphius nicht viel nutzten, wenn ich Bettwäsche zu kaufen versuchte, habe ich schnell einsehen müssen. Wie sympathisch waren mir deswegen die Ausführungen von Asfa-Wossen Asserate, der in seinem amüsanten Buch über Deutschland *Draußen nur Kännchen* beschreibt, wie er bei seiner Ankunft in Deutschland erfahren musste, dass sein Deutsch, obwohl von Kindheit an gründlich gelernt, »recht kurios« sei. Wie sehr sprach er mir aus der Seele, als er über seine Verwunderung berichtete, dass im Lande von Goethe und Schiller Sätze wie: »Wie kommt mir ein solcher Glanz in die Hütte?« oder »Drum prüfe, wer sich ewig bindet« nicht zur Alltagssprache gehören.

Deutsche haben ein unermessliches Verständnis für Deutsch-Lernende und deren Schwierigkeiten und sind großzügig im Loben. Das ist ein bisschen wie bei den Polen, denen jeder noch so gestammelte, knisternde und gestockte Satz in ihrer Sprache die Herzen zum Schmelzen bringt. Polnisch ist

auch schwierig. Ich fühle mich regelrecht schuldig, wenn ich einem Deutschen meine Sprache beibringe, hat die doch nicht nur eine ziemlich üppige Grammatik und dabei fast nur Ausnahmen, sondern auch eine mörderische Aussprache. Wie ein undurchdringlicher Dschungel muss meine schöne Muttersprache jedem Deutschen vorkommen, denke ich, wo er selber eine Sprache spricht, die eine übersichtliche Grammatik, schlichte vier Deklinationsfälle, klare Regeln und Regelmäßigkeiten selbst bei unregelmäßigen Verben vorweist. Polen beklagen sich fast nie über das Deutsche. Umso leichter schenken Deutsche stets den Angelsachsen Glauben, wie schwierig Deutsch sei, einfach *awful*.

Sie nicken verständnisvoll, wenn Mark Twain sich zum Beispiel über die Genera beschwert. In dieser Sache mag ich ihm sofort recht geben: Der bestimmte Artikel war und ist für die Menschheit überflüssig. Jeder, der Deutsch lernt, hat sich schon mal gefragt, warum das Mädchen keine junge Frau ist, oder, wie Twain schreibt, »warum ein Fräulein kein Geschlecht [hat], wohl aber ein Kürbis. Doch Polen sollten eigentlich die Letzten sein, die sich hier beschweren. Unsere Genera werden nicht mal durch einen Artikel gekennzeichnet, sondern bleiben schön im Wort versteckt. Man muss einfach wissen, dass das Heft männlich ist und die Sonne sächlich, die Tür dafür ausschließlich im Plural steht (Pluraletantum). Doch einfach die Pluralformen zu beherrschen reicht bei uns nicht, man muss wissen, ob man von lebendigen Wesen oder Gegenständen spricht. Im Fall von Menschen macht es überdies einen Unterschied, ob zwei Mädchen unterwegs sind oder zwei Jungen oder vielleicht eine Gruppe von Menschen,